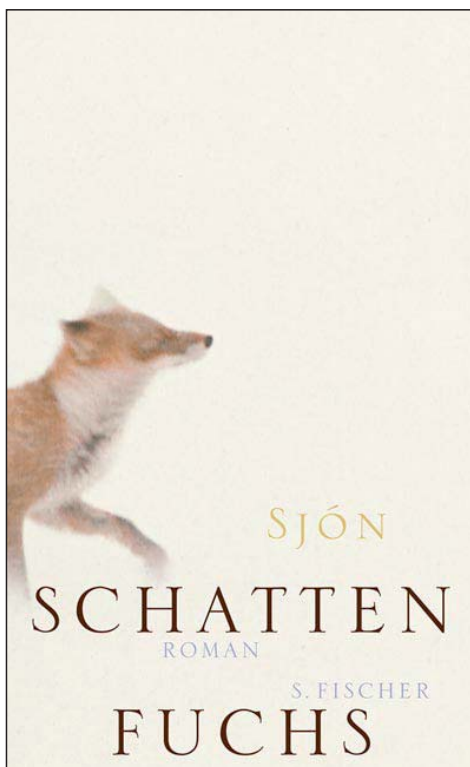


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Sjón  
Schattenfuchs  
Roman



Preis € (D) 16,90 SFR 30,00 (UVP)

128 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-10-075120-1

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2007

Erdschwarze Füchse sehen Steinen so verblüffend ähnlich, dass es wie Hexerei erscheint. Wenn sie in ihrem Winterkleid auf dem Fels liegen, sind sie vom Untergrund kaum zu unterscheiden, ganz im Gegensatz zu ihren weißen Verwandten, die immer einen Schatten werfen oder sich gelblich fahl vom Schnee abheben.

Eine erdschwarze Füchsin liegt wie hingemauert auf ihrem Stein und lässt Wind und Wetter über sich hinwegfegen. Sie liegt fest zusammengerollt, das Hinterteil in Windrichtung und die Schnauze unter dem Hinterlauf vergraben; zwischen den halb geschlossenen Lidern sind die Pupillen nur zu erahnen. Dennoch lässt sie den Mann nicht aus den Augen, der reglos dort unter der Schneewehe kauert, hier oben, am Rande der Hochebene von Ásheimar – seit ungefähr achtzehn Stunden. Der Schneesturm hat ihn zugeweht, nun erinnert er am ehesten an einen verschneiten Mauerrest.

Doch eins darf das Tier auf keinen Fall vergessen: dass er ein Jäger ist.

Unten in Dalur hatte er die Verfolgung aufgenommen. Der Himmel war klar und das Morgenrot so schwarz wie nur im schwärzesten Winter. Der Mann glitt die Hauswiesen hinab und dann nach Norden über die Hochebene, in Richtung Litla-Bjarg. Dort war noch kein Schnee gefallen.

Oben angekommen sah er, wie sich am Saum der Hochebene etwas bewegte. Er blieb stehen und kramte sein Fernglas aus der Innentasche, klappte es auseinander und hielt es vor sein besseres Auge:

Nein, es bestand kein Zweifel!

Da war eine von diesen Zottelpelzigen unterwegs.

Sie schien keinerlei Gefahr zu wittern. Alle ihre Bewegungen wiesen darauf hin, dass sie nur auf die nächste Magenfüllung aus war. Deshalb ging sie ruhig und bedächtig vor, und nichts um sie herum konnte sie ablenken.

Der Mann nahm sie näher ins Visier.

Er richtete all seine Sinne auf das Tier, versuchte zu erspüren, was sie nun vorhatte und in welche Richtung sie sich davonmachen würde, sobald sie ihre Schnüffeleien oben am Bergkamm beendet hätte. Da sprang sie ganz unvermittelt auf und jagte davon, ohne dass der Mann sich das erklären konnte. Ihr ganzes Verhalten deutete darauf hin, dass sie sich zu Tode erschreckt hatte. Auf gar keinen Fall konnte sie seine Witterung aufgenommen haben, zumindest nicht auf gewöhnlichem Wege.

Es sei denn, eine geheimnisvolle Vorahnung hatte ihr seine Absichten offenbart:

Dieser Mann hat es aufs Jagen abgesehen.

Der Mann stieg die Anhöhe hinauf. Er versuchte sich das Bild der Füchsin genau einzuprägen, um sie später leichter wiederzufinden: Wie ein abgeschossener Pfeil war sie über das Eisfeld gesaust.

Oben am Bergkamm untersuchte er ihre Fährte. Er maß einen Pfotenabdruck zwischen Daumen und Zeigefinger; sie war ein stattliches Tier. Zwischen den Schneekristallen auf seiner Fingerkuppe glänzte ein Haar – und die Farbe, da gab es keinen Zweifel, war erdschwarz.

Senkrechte Wolkenfetzen im Westen.

Vielleicht ein Schneesturm im Anzug.

Von der Füchsin nichts zu sehen.

Die Landschaft lag makellos, so weit das Auge reichte.

Der Mann schritt zügig voran, den Wind im Rücken. Nun spielte es keine Rolle mehr, ob die Füchsin ihn witterte. Sie wusste, dass er ihr auf der Spur war.

Ab und zu blieb er stehen und sah sich um. Wieder ging er nach derselben Methode vor, verdichtete sein ganzes Denken auf einen einzigen Punkt: welche Richtung die Füchsin wohl einschlagen würde und wie er ihr den Weg abschneiden konnte.

Auf einmal weiß er es, weiß, wohin sie will und wo er ihren Weg kreuzen kann.

Die Füchsin läuft in Richtung Norden über die Hochebene. Sie macht eine scharfe Wendung nach Osten, dort liegt das Große Geröllfeld, nichts als Fels und Stein; wie geschaffen als Versteck für einen schwarzpelzigen Leisetreter.

War sie übertrieben vorsichtig gewesen? Hatte sie sich allzu sehr auf die Gefahr konzentriert – und ihm dadurch Zugang zu ihren Gedanken verschafft? Hatte sie versäumt, ihn auf Abstand zu halten?

Konnte der Mann die Gedanken der Füchsin lesen?

Draußen auf dem Geröllfeld herrschte Windstille und klirrende Kälte, nur ein leichter Eishauch streifte das Gesicht.

Weit oben im Norden entdeckte der Mann einen erdschwarzen Fleck. Er erstarrte. Nach einer Weile bewegte der Fleck sich von der Stelle. Und kurz darauf löste sich eine erdschwarze Füchsin vom felsigen Untergrund.

Da war sie also!

Was für ein kolossales Geschöpf. Moorschwarz und zottig, mit einer gewaltigen Rute, und hässlich wie die Nacht. In spitzen, steilen Sprüngen stob sie davon.

Der Mann setzte sich in Bewegung.

Und es kam, wie er erwartet hatte; die Füchsin steuerte schnurstracks in den Schneesturm hinein. Doch just, bevor die wirbelnden Flocken sie verschluckten, blieb sie wie angewurzelt stehen und warf einen Blick in seine Richtung.

Dann stürzte sie wieder davon, pfeilschnell.

Durch die Luft ging ein Pfeifen.

Ein Schneehuhn sauste, von einem Windstoß getrieben, im Tiefflug knapp an ihm vorbei. Dann folgte ein Falke und schwang sich empor, mit sicherem, gleichmäßigem Flügelschlag.

Der Mann kehrte dem Wind den Rücken, band den Wollschal fester und wickelte den Schultergurt dreimal um den rechten Arm, bis die Jagdtasche eng an seiner Hüfte zu liegen kam.

Gerade noch rechtzeitig vor dem Schneesturm.

Der Mann pflügte durch die undurchdringliche Finsternis.

Anfangs hatte er noch Geröll unter den Füßen und kam leidlich vorwärts, doch bald wurde die Schneedecke dicker und das Vorankommen beschwerlicher.

Jetzt musste er sich auf seinen Spürsinn verlassen:

Füchse geraten bei Unwetter oft in eine geradezu kindische Panik. Sie wühlen sich in eine Schneewehe oder stürzen sich kopfüber in eine Schlucht, oder sie fliehen bis unterhalb der Frostgrenze und verkriechen sich dort, bis alles vorbei ist.

Nun muss der Mann zusehen, dass er den Abstand zwischen sich und dem Zottelpelz verringert.

Der Mann arbeitete sich Zoll für Zoll voran.

Und gerade als ihm schien, als habe er die Füchsin fast eingeholt, wurde der Schnee plötzlich tiefer. Schon versank er bis zum Schritt, und im nächsten Augenblick steckte er fest.

Er konnte weder vor noch zurück und sah bald nicht einmal mehr die Hand vor den Augen.

Der Schneesturm peitschte aus allen Himmelsrichtungen, von oben und von unten.

Gegen Abend nahm das Unwetter zu, der Frost kroch unter seine sonst wetterfesten Kleider, und ihm wurde so kalt, dass er versuchte, sich durch Zittern etwas aufzuwärmen.

Der Mann beschloss, sich einschneien zu lassen.

Und während er sich mit winzigen Bewegungen zu-rechtkauerte, türmte sich der Schnee um ihn herum zu einer winddichten Schutzhülle.

Er war mittelgroß, gedrungen und oben herum recht massig. Die Stirn über seinen groben Gesichtszügen war von mittlerer Höhe, aber ihre Breite gab dem Gesicht Kontur. Die kleinen, stahlblauen Augen lagen tief unter mächtigen, zusammengewachsenen Augenbrauen, und die Nase war lang und fleischig. Unter dem rötlichen, silberdurchwirkten Bart, der Wangen und Kiefer überwucherte und ihm bis auf die Brust reichte, waren Profil und Kinnlinie nicht auszumachen. Sein rotbraunes Haar begann grau zu werden, und über dem linken Nasenflügel wölbte sich ein Muttermal.

So sah er aus, der Mann in der Schneewehe.

Die Nacht war kalt und nahm kein Ende.

Der Mann brach aus seiner Eishülle hervor.

Er lobte die Reif- und Sturmriesen für den Unterschlupf, den sie ihm an diesem wunderbaren Flecken Erde gewährt hatten; von hier reichte der Blick weit über die glitzernde Eiswüste.

Nun begann er, an sich zu klopfen und zu kneten, und nachdem er sich die Oberarmmuskeln warmgerieben hatte, streifte er die Fäustlinge über, stützte die Handflächen auf die Schneekante und hievte sich aus seinem Hochsitz.

Ja, er war wirklich ein Glückspilz.

Der Mann warf sich Gewehr und Jagdtasche über, stapfte zügig los und verlangsamte seinen Schritt erst, als er die Lófaklöpp erreicht hatte, diese felsigen Zeugen der Eiszeit, die den Bergrücken überragen und auf denen nie eine einzige Schneeflocke liegen bleibt.

Er warf den Tornister ab, schlüpfte aus Fäustlingen, Lederstiefeln und Wollsocken und breitete alles zum Trocknen neben sich auf dem Felsen aus.

Und dann, Teufel noch mal, schlüpfte er auch aus den restlichen Kleidern und saß so, wie er auf die Welt gekommen war, auf dem Stein:

In nichts als seiner nackten Haut.

Er war ein Kind der Erde und der Sonne.

Da rumorte es in seinen Gedärmen und der Mann merkte, wie hungrig er war; beim Aufbruch hatte er sich mit Kochfisch vollgestopft, seitdem aber nichts mehr zwischen die Zähne bekommen; und das war mehr als zwanzig Stunden her.

Etwas Eis hatte er zwischendurch gekaut, um genau zu sein, aber das war eine fade und wenig gehaltvolle Kost. Er öffnete seine Tasche:

Handtellerbreite Hammelkoteletts, Flachbrot mit gesäuerter Schafsbutter und eingelegtem Lamnbraten, getrockneter Dorschkopf, saurer Blutpudding, etwas Stockfisch, gerührter Quark und ein paar Brocken brauner Zucker.

Das alles war in seinem Proviantbeutel.

Die Sonne wärmt den weißen Männerkörper, und der  
Schnee, der mit unentschlossenem Knirschen taut, ist  
die Erkennungsmelodie.

Um die Mittagszeit leuchteten die Berge noch immer hell am Horizont, und durch die Wolkendecke blitzte der blaue Himmel. Der Mann dachte an die unzähligen kostbaren Stunden, die er in den Bergen verbracht hatte, seit er ein Junge war. Nichts würde an die Schönheit dieser Tage je heranreichen – außer der neue Kronleuchter unten in der Kirche von Dalur.

Nanu! Der Mann wirft sich auf den Boden: Was war das dort hinten? Ein Felsvorsprung?

Er spähte durch das Fernglas, konnte aber nichts erkennen. Beschlagen. Er wischte mit dem Ärmel darüber. War es das, was er vermutete, tatsächlich? Jetzt war es weg – nein, da war es wieder:

Der Kopf einer Füchsin! Ja, jetzt sah man die Umrisse ganz deutlich. Da war sie also, die Erdschwarze! Hatte wohl schon geraume Zeit da oben auf der Lauer gelegen. Er steckte das Fernglas wieder ins Etui.

Die Füchsin stieß einen fürchterlichen Schrei aus.

Das Land dort oben hat wenig Gefälle, nur sanfte Grashöcker, dazwischen flache Spalten, und nach Osten zu leicht abfallend. Der Mann sah keine Chance, der Füchsin den Weg abzuschneiden, ohne dass sie ihn bemerkte. Also blieb er einfach dort liegen, wo er sie erspäht hatte, und regte sich nicht mehr. Die Füchsin schnellte auf einen Felsvorsprung und begann laut zu heulen. Dort saß sie, und bei jedem Laut, den sie von sich gab, reckte sie die Schnauze steil in die Luft.

So wollte die Füchsin den Mann dazu bringen, sich zu bewegen. Denn sobald er sich hinkauerte, würde sie ihn höchstwahrscheinlich aus den Augen verlieren.

Der Mann lag ausgestreckt auf dem Bauch. Es war ihm gelungen, sich nach Norden auszurichten, das Gewehr in Reichweite vor sich, aber größere Bewegungen wagte er nicht, denn zwischen ihm und der Füchsin war der Boden vollkommen eben, nichts, was ihn vor ihren Blicken hätte schützen können. Zu alledem war die Waffe nicht geladen. Es war aussichtslos, eine Patrone in den Lauf zu bekommen, ohne dass die Fuchsbestie auf ihn aufmerksam würde.

Jetzt kam es darauf an, entschlossen zu handeln, denn die Schwarze noch einmal entweichen zu lassen, so wie tags zuvor – das konnte er sich nicht leisten.

Was war also zu tun?

Die Füchsin auf dem Felsen reckte sich zu voller Größe empor und wollte sich gerade davonmachen. Der Mann rollte sich auf den Rücken und stocherte mit Armen und Beinen in der Luft.

Er wuchtete sich auf alle viere, dann hob er das rechte Bein wie ein Hund, der gegen den nächsten Grashöcker pinkelt.

Er stieß einen lauten Klage-ton aus.

Mit dieser Art Spektakel gelang es dem Mann, die Flucht der Füchsin hinauszuzögern. Er kroch in sein Versteck zurück und überdachte den nächsten Schritt, und sie hielt inne und wartete, ob es noch weitere Kunststückchen zu sehen gab.

Jetzt lud der Mann sein Gewehr, er steckte eine halbe Ladung Schrot in den Lauf, so viel würde er mindestens brauchen, wollte er das Tier gleich mit dem ersten Schuss erledigen. Dann fuhr er mit der Hand in seine Tasche und tastete nach dem zerfledderten Gebetbüchlein, das er immer mit sich herumtrug, riss eine Seite heraus, zerknüllte sie zwischen den Fingern und stopfte den Papierknäuel in den Gewehrlauf. So würde es nicht mehr pfeifen, wenn ihm beim Anlegen die scharfen Sturmböen direkt in die Laufmündung peitschten.

Mit schnellen, geschickten Handgriffen befeuchtete er das vordere Ende des Gewehrlaufs mit Spucke und befestigte dort ein Stück Moos, das schnell am Metall festfror. Er schob es in Position, dann legte er an und zielte zur Probe; die Flechte würde er auch in der tiefsten Dunkelheit noch erkennen.

Der Mann richtete sich auf und legte die Flinte an, ging in Schrittstellung, lehnte sich nach vorne auf den linken Fuß und konzentrierte sich voll und ganz auf den Felsvorsprung. Aber die Füchsin war nirgends zu sehen.

Er zögerte lange, bis er die Waffe sinken ließ. Diesmal würde ihm das Tier nicht entkommen. Der Schnee deckte alles zu, bis zum Fuß des Gletschers, nirgends ein freier Fleck, und die Füchsin schrieb ihre Reisenotizen auf die dick verschneite Ebene so schnell, wie sie sich zutragen.

Er packte die Flinte mit beiden Händen und setzte sich in Bewegung.

Einen ganzen Tag lang rannte die Füchsin über Stock und Stein, und der Mann folgte ihr dicht auf den Fersen.

Sie schrieb den Dienstplan, der ihm befahl, was er in der realen Welt zu tun hatte.

Als der Mann den Findling am Rand der Hochebene von Ásheimar erreichte, hätte er die Füchsin um ein Haar aus den Augen verloren.

Er sah gerade noch, wie sie sich dreimal um sich selbst drehte, sich an einen Felsbrocken kauerte, zusammenrollte und die Schnauze unter die Schwanzspitze steckte.

Und der Mann tat es ihr nach.

Am Horizont verdämmerte das letzte Tageslicht.

Nun herrschte im Himmelssaal ausreichend Dunkelheit, und die Töchter des Nordlichts rüsteten sich zu ihrem wilden Schleiertanz.

In atemberaubendem Farbenspiel glitten sie leicht und behende über die weite Himmelsbühne, in flatternden Goldgewändern und mit fließendem Perlenschmuck, den sie in ihrem übermütigen Tanz bald hierhin, bald dorthin schleuderten. Und dieses Schauspiel, das sich da bot, ist kurz nach Sonnenuntergang besonders deutlich zu sehen.

Dann fällt der Vorhang, und die Nacht übernimmt das Regiment.

Nun wurde der Mann vom Schlaf erfasst, mit einer Macht, die er nie zuvor gekannt hatte. Was wäre, durchzuckte es ihn, wenn er hier nun ganz einfach sang- und klanglos sterben würde. Er war völlig entkräftet, sein Kopf schmerzte, und er atmete schwer. In seinen Ohren dröhnte und toste es, aber zugleich hörte er ein Hämmern und Klopfen. Sein Herz.

Was hatte das zu bedeuten?

In diesem Moment stieß die Füchsin drei lang gezogene Warnschreie aus. Die Schreie kamen aus östlicher Richtung, sie wurden von einem Windstoß herübergeweht und trafen den Mann wie Donner und Blitz.

Er fuhr zusammen. Warf einen schnellen Blick nach links; dort huschte ein dunkler Schatten, sie sah aus wie ein kohlschwarzer Teufel.

Dann war sie verschwunden.

Totenstille. Nicht einmal mehr ein Herzschlag.

War er vielleicht schon tot?

Nach geraumer Zeit erspähte er genau am selben Ort wieder eine Füchsin. Diesmal schien sie kleiner, und ihre Bewegungen zeugten von ungewöhnlich großer Anspannung, Vorsicht und Klugheit. Ganz anders als bei der ersten. Und hören ließ sie keinen Laut.

Nachdem das Tier für eine Weile gut zu sehen gewesen war, verschwand es aus seinem Blickfeld. Er kämpfte gegen ein Gähnen, das sich unerbittlich auf seinem Gesicht ausbreitete. Plötzlich bewegte sich etwas ganz in seiner Nähe, und direkt vor seinen Augen löste sich eine fuchsartige Gestalt aus dem Dunkel. Sie tanzte auf den Hinterpfoten und schlängelte sich wie ein Aal in der Strömung, als hätte sie sich schon ganz vom Boden gelöst.

Eine vierte, unsichtbar in der Dunkelheit, stieß irgendwo in der Ferne einen keckernden Schrei in die Nacht:

»Agga-gagg!«

Der Mann rief sich zur Vernunft. Hier in diesen Landstrichen war die erdschwarze Sorte so selten, dass sich schon die Kunde von einem einzigen Tier blitzschnell über Dörfer und Gehöfte verbreitete. Die Schwarze, die Zurückhaltende, die Tanzende und die, die gekeckert hatte: Alle waren sie ein und dieselbe Füchsin. Anders konnte es gar nicht sein.

»Alles ein und dieselbe Füchsin, ein und dieselbe Füchsin. Alles ein und dieselbe Füchsin, ein und dieselbe Füchsin ...«

Er wiederholte die Worte wieder und wieder, wie jemand, der sich nach und nach aus einem Albtraum befreit; im Stillen laut rufend. Schließlich spürte er Erleichterung, und als seine Tränen langsam versiegteten, sah der Mann die Füchsin noch immer an derselben Stelle.

Er selbst hatte sich keinen Millimeter vom Fleck bewegt.

Da begann es zu schneien.

Es schneite.

Erdschwarze Füchse sehen Steinen so verblüffend ähnlich, dass es wie Hexerei erscheint. Wenn sie in ihrem Winterkleid auf dem Fels liegen, sind sie vom Untergrund kaum zu unterscheiden, ganz im Gegensatz zu ihren weißen Verwandten, die immer einen Schatten werfen oder sich gelblich fahl vom Schnee abheben.

Eine erdschwarze Füchsin liegt wie hingemauert auf ihrem Stein und lässt Wind und Wetter über sich hinwegfegen. Sie liegt fest zusammengerollt, das Hinterteil in Windrichtung und die Schnauze unter dem Hinterlauf vergraben; zwischen den halb geschlossenen Lidern sind die Pupillen nur zu erahnen. Dennoch lässt sie den Mann nicht aus den Augen, der reglos dort unter der Schneewehe kauert, hier oben, am Rande der Hochebene von Ásheimar – seit ungefähr achtzehn Stunden. Der Schneesturm hat ihn zugeweht, nun erinnert er am ehesten an einen verschneiten Mauerrest.

Doch eins darf das Tier auf keinen Fall vergessen: dass er ein Jäger ist.

Die Füchsin lässt die Lider über ihre grauen Augen sinken. Und als sie sie wieder öffnet, ist der Mann verschwunden.

Sie hebt den Kopf.

Und da legt Pfarrer Baldur Skuggason den Finger an den Abzug.